

CHRISTIAN HANDEL



# BECOMING ELEKTRA

SIE BESTIMMEN, WER DU BIST

ueberreuter

unser Leben dadurch verbessern zu können. Ich habe keine Geheimnisse vor Kelsey. Wir erzählen uns alles. Oder wir haben das getan, ehe man Kelsey operiert hat und sie so still geworden ist. Sie wird glauben, dass man mich zu einer Operation abgeholt hat, bei der ich gestorben bin. Wie Bethany. Wie Max. Wie ein halbes Dutzend unserer ehemaligen Mitschüler. Sie wird nicht wissen, dass ich lebe und sie sich keine Sorgen zu machen braucht. Dass ich sie eines Tages – eines hoffentlich nicht allzu fernen Tages – nachholen werde.

»Isabel«, drängt sie.

Direktorin Myles räuspert sich.

»Geht es wieder um eine Niere?«

»Nein«, antworte ich zögernd. Es gefällt mir nicht, meine Schwester zu belügen. Sie gegen eine falsche Familie einzutauschen.

Aber die Hamiltons suchen ja nicht nach einer Tochter. Sie suchen nach einer Schauspielerin, um ihren politischen Einfluss zu festigen. Nur deshalb habe ich einen Wert für sie. Erstaunt stelle ich fest, dass mir der Gedanke eine gewisse Befriedigung beschert. Solange ich meine Rolle perfekt spiele, bin ich sicher. Also fange ich besser gleich an zu üben.

»Ich weiß es nicht.« Mein Herz klopft schnell und ich fühle mich wie eine Verräterin. Aber es ist besser so. »Es geht um Elektra, ja. Aber sie haben mir nicht gesagt, was sie diesmal braucht.«

Kelsey schlingt die Arme um mich und wir klammern uns aneinander. Tief sauge ich den Zitrusduft ihrer Haare ein. Sie hat sie heute Morgen gewaschen. Ich will den Duft in mir aufnehmen. Ich will mich immer an ihn erinnern können. Wir waren unser Leben lang zu zweit. Wie soll ich das, was kommt, allein schaffen?

»Elektra hatte einen Unfall«, fahre ich fort, ehe die Wellen der Panik über mir zusammenschlagen können. Und dann erzähle ich Kelsey, dass ich nicht genau weiß, was passiert ist und wie schwer unser Original verletzt ist. Aber dass sie Hilfe braucht und ich noch heute Abend in eine Klink gebracht werde. Dass ich nicht weiß, wie schlimm es um sie – und damit auch um mich – steht, aber dass sie, Kelsey, sich keine Sorgen machen soll. Dass ich in ein paar Tagen zurück bin, wenn alles gut geht. Spätestens nächste Woche.

Direktorin Myles steht die ganze Zeit in der Zimmerecke und hält den Kopf gesenkt. Was in ihr vorgeht? Ich habe keine Ahnung. Sie verhält sich wie ein Schatten, als wäre sie gar nicht richtig da. Sie gibt sich unberührt von all unserer Angst und Verzweiflung. Sie reagiert noch nicht einmal, als Kelsey wütend aufbegehrt.

»Das ist nicht fair. Sie wollen alles von uns. Und wir bekommen nichts. Noch nicht einmal eine Warnung.«

Es ist an mir, sie zu beruhigen.

»Alles wird gut.« Während ich ihr einen Kuss auf die Stirn drücke, rede ich mir das selbst ein. »Es wird schneller alles wieder vorbei sein, als wir jetzt glauben.«

»Du warst noch nicht dort.« Ich höre ungeweinte Tränen in ihrer Stimme. Mein Herzschlag setzt aus. Sie hat nie über ihre Zeit im Krankenhaus gesprochen.

»Kelsey ...«

»Lass *mich* gehen.«

Ich versteife mich.

»Lass mich an deiner Stelle gehen«, wiederholt sie. »Sollen sie doch mich nehmen.«

»Du weißt, dass das nicht geht.«

Und dann klammern wir uns aneinander wie Ertrinkende. Es ist wieder wie vor einem Jahr. Die gleiche Wut. Die gleiche Panik. Nur, dass die Rollen diesmal getauscht sind. Kelsey ist die Schwester, die zurückbleiben muss.

»Wann geht es los?« Ihre Stimme klingt brüchig.

Ich sehe hinüber zu Direktorin Myles. Sie muss meinen Blick spüren, denn nun schaut sie doch auf.

»In zehn Minuten«, antwortet sie.

»Was? Isabel hat noch nicht mal gepackt.«

»Im Krankenhaus bekommt sie ein Nachthemd.«

Ich blicke an mir herunter. Auf meine hellgraue Hose und das fliederfarbene Shirt. Mit mehr als den Kleidern am Leib brauche ich das Institut nicht zu verlassen. Elektra hat keinen Bedarf an meinen abgetragenen Klamotten oder meiner Unterwäsche.

Kelsey steht auf und geht hinüber zu dem kleinen Regal, das über unseren Schreibtischen hängt. Unsere Holzschnitzarbeiten stehen darauf, die wir in der fünften Klasse angefertigt haben. Kelsey hatte sich an einer Arche versucht, aber das klappte nicht so ganz. Noch während des Schnitzens entschied sie sich um und wollte ein U-Boot daraus machen. Zum Schluss wurde es ein Blauwal. Meine stellt – wenn auch nicht sonderlich gut – einen Turm dar: ein hoch in die Lüfte ragendes Gebilde, das sich nach oben hin immer mehr verjüngt, ehe es sich an seiner Spitze wie eine Knospe öffnet. Der Elfenbeinturm. Kurz zuvor hatte ich *Die unendliche Geschichte* gelesen und fühlte mich selbst ein bisschen wie die Kindliche Kaiserin. Eingesperrt in einem Gefängnis. Unfähig, mich selbst zu retten, während um mich herum die Welt untergeht. Bethany war wenige Wochen zuvor gestorben und die meisten aus meinem Jahrgang begriffen plötzlich, was es wirklich bedeutet, ein Klon zu sein.

Zuerst glaube ich, Kelsey will nach einer der Holzfiguren greifen, aber dann sehe ich, dass sie sich ein Buch schnappt. *Anne auf Green Gables* von Lucy Maud Montgomery.

»Nimm wenigstens das mit.« Sie wirft das Buch neben mich auf ihr Bett.

Ich schüttele den Kopf. »Lieber nicht. Wenn es verloren geht ...«

Tatsächlich will ich es nicht mit zu den Hamiltons nehmen. Es ist zu wertvoll für mich. Es handelt sich zwar nur um eine halb zerfledderte Taschenbuchausgabe; ich habe sie sicher bereits ein Dutzend Mal gelesen. Aber es ist mein Lieblingsbuch. Irgendwann erkannte ich, dass ich lieber Anne sein wollte als die Kindliche Kaiserin, und das gab mir Kraft.

»Es wird schon nicht verloren gehen«, widerspricht Kelsey. »Im Krankenhaus hast du Zeit zum Lesen. Was willst du sonst die ganze Zeit machen? Glaubst du, sie legen dich in ein Zimmer mit einem Elastoscreen?« Sie lacht bitter.

Ich nehme das Buch in die Hand und blättere durch die Seiten. Wir besitzen nicht viele Bücher. Die meisten, die ich gelesen habe, stammen aus der Bibliothek. Aber *Anne* habe ich vor vielen Jahren vom Institut geschenkt bekommen. Jeder Schüler bekommt zu Weihnachten und zu Beginn der Sommerferien ein kleines Geschenk. Eigentlich wollte ich es nicht mögen, weil es von ihnen stammt. Aber das ist albern, weil ich auch ihr Essen esse, ihre Kleider trage und in ihren Betten schlafe. Und mit Büchern ist das so eine Sache. Ich weiß, dass sie genau darauf achten, welche Romane wir lesen dürfen und welche nicht. Also habe ich mit der gebotenen Vorsicht mit dem Lesen begonnen. Annes Geschichte hat mich gegen meinen Willen verzaubert.

Sie handelt von einem unangepassten, rothaarigen Waisenmädchen. Im Kanada des 19. Jahrhunderts wird es von einem alten Geschwisterpaar adoptiert und wächst auf einer Farm auf. Mit ihrer Wildheit und ihren fantastischen Ideen wirbelt sie das Leben ihrer neuen Zieheltern ziemlich auf. *Der Sturm im Wasserglas*, heißt ein Kapitel. Was mich erwartet, ist ein Orkan. Vielleicht wäre es schön, etwas Vertrautes an meiner Seite zu haben. Etwas, das mir Kraft gibt.

»Du hast recht.« Um Kelsey zu beruhigen und meine Scharade aufrechtzuerhalten, packe ich neben dem Buch noch schnell ein paar Kleider in den Turnbeutel, in dem ich sonst meine Sportklamotten aufbewahre.

Dann muss ich aufbrechen. Direktorin Myles duldet keinen Aufschub mehr. Bevor ich gehe, drücke ich Kelsey einmal ganz fest. Ich traue mich fast nicht, noch etwas zu ihr zu sagen, aus Angst, dass meine Stimme bricht.

»Bis in ein paar Tagen.«

Sie lächelt schwach. »Bis bald.«

Dann hänge ich mir den Turnbeutel um und gehe zur Tür.

»Isabel!«

Ich drehe mich um. Kelsey steht mitten im Zimmer und reibt sich mit der Hand nervös den Unterarm, so fest, dass ich Angst habe, sie wird sich gleich die Haut abrubbeln. Aber ich sage nichts dazu. Kelsey muss sich jetzt selbst beschützen.

»Ja?«, frage ich.

»Ich bin froh, dass ich dir heute die Spaghetti aus dem Automaten gelassen habe.«

Wir schauen uns lange in die Augen. Es ist uns egal, dass Direktorin Myles uns hören kann.

»Ich auch.«

»Da sind wir wieder.« Direktorin Myles klingt betont fröhlich, als wir in ihrem Büro ankommen.

Mr. Hamilton mustert den Beutel um meine Schulter. »Was ist das?«

»Nur ein paar Sachen«, murmle ich.

Eine Weile lang sagt niemand etwas, dann nickt er, kommt zu mir herüber und nimmt mir den Turnbeutel ab.

»Das brauchst du nicht.« Er klingt freundlich, aber ich spüre, dass er in diesem Punkt nicht mit sich diskutieren lässt. Achtlos lässt er den Stoffbeutel auf den Boden neben der Couch fallen. Ich denke an *Anne* und das versetzt mir einen Stich.

*Es ist nur ein dummes Buch*, schelte ich mich. *Halb zerfallen*. Sobald ich bei den Hamiltons angekommen bin, kann ich mir das E-Book auf einen Elastoscreen ziehen. Wenn ich sein Spiel mitspiele, kauft mir Mr. Hamilton sicher auch eine neue Printausgabe.

*Aber das ist nicht das Gleiche*. Wem mache ich etwas vor? Ich kann mich nicht dazu bringen, vom Beutel wegzuschauen.

Direktorin Myles tritt in mein Blickfeld und hebt ihn auf. »Ich gebe ihn Kelsey in ein paar Tagen. Versprochen.«

Dann kommt sie zu mir herüber und tut etwas, das mich überrascht. Sie nimmt mich kurz in die Arme und drückt mich. Zuerst versteife ich mich. Ich weiß nicht, wie viele Jahre es her ist, dass mich tatsächlich eine der Lehrkräfte umarmt hat. Dann werde ich lockerer und lasse mich auf die Umarmung ein. Ich bin überrascht, dass ich es schön finde, dass sie mich umarmt.

»Viel Glück«, sagt sie leise.

Ich sehe Direktorin Myles und die anderen Erwachsenen im Institut als meine Gefängniswärter an. Sie sind die Hüter und unternehmen dennoch nichts, um uns zu beschützen. Das tut Direktorin Myles natürlich auch jetzt nicht. Sie lässt zu, dass mich Fremde in einen Handel pressen, in dem es für mich um Leben oder Tod geht. Ich sollte sie dafür verachten. Aber vielleicht hat sie für mich getan, was sie eben konnte. Als sie *Viel Glück* zu mir sagte, habe ich echte Wärme in ihrer Stimme gehört. Ich muss darauf vertrauen, dass sie auf Kelsey achtgibt. Sie ist die einzige Person hier, die weiß, was mit mir geschehen wird.

Plötzlich denke ich an Alex und Vanessa, Manuel, Tobi und Aubrey. Sie werden auf Kelsey aufpassen. Ich habe das Institut noch nicht verlassen und vermisse sie alle bereits.

»Medea«, sagt Sabine Hamilton schließlich. »Es ist Zeit.«

Und so gehen wir. Ich folge Mr. und Mrs. Hamilton aus dem Büro. Während ich mein altes Leben hinter mir lasse, frage ich mich, ob die beiden darauf bestehen werden, dass ich sie in Gesellschaft anderer *Mom* und *Dad* nenne, oder wie immer Elektra ihre Eltern auch angesprochen hat. Die Vorstellung verursacht mir Übelkeit.

*Du spielst nur eine Rolle*, rede ich mir ein, während ich zum letzten Mal die vertrauten Gänge entlanglaufe. Die Unterrichtseinheiten sind noch nicht zu Ende. Niemand begegnet uns. *Aber wenn du Tag und Nacht eine Rolle spielst, was bleibt dann noch von der Person, die du eigentlich bist?*

# Kapitel 4

Direkt vor dem Hauptgebäude steht ein Automobil. Es sieht edel aus. Der schwarze Lack glänzt in der Sonne, die verchromten Stoßstangen reflektieren das Licht. Außer auf Fotoaufnahmen und Vidfiles habe ich noch keines gesehen.

»Ist das echt?«, murmle ich, als Mr. Hamilton darauf zusteuert. Seine Frau verdreht die Augen und wendet sich von mir ab, als wäre ich die Mühe einer Antwort nicht wert.

Das ärgert mich, obwohl ich weiß, dass meine Frage dumm war. Wenn sich jemand ein Automobil leisten kann, dann die Hamiltons. Automobile sind seit über zwanzig Jahren verboten. Na ja, nicht verboten, aber man benötigt eine Sondergenehmigung, um noch benzinbetriebene Fahrzeuge führen zu dürfen. Kaum jemand macht das mehr. Sie vernichten Rohstoffe, verpesten die Umwelt und das öffentliche Verkehrsnetz und die Verbreitung der Magnetaxen ist so gut, dass keiner mehr auf ein Automobil angewiesen ist. Nicht, dass ich aus eigener Erfahrung sprechen würde. Ich kenne die magnetisch betriebenen Beförderungsmittel nur aus dem Netz und dem Unterricht. Außerhalb des Instituts benutzt sie jeder. Selbst die, die keine Lust darauf haben, sich mit zahlreichen anderen Fahrgästen in eine enge Kabine zu quetschen. Sie leisten sich eben eine der kleinen, dekadent ausgestatteten Einzelkabinen.

Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger überrascht bin ich, dass Priamos Hamilton ein fahrtüchtiges Automobil besitzt. Es ist ein kostspieliges Statussymbol. Allein die Gebühr für die Genehmigung, es zu fahren, muss ihn ein kleines Vermögen kosten. Damit zeigt er der Welt: Seht her, hier bin ich. Das ist genau die Einstellung von jemandem, der nicht mit der Wimper zuckt, schon Stunden nach dem Tod seiner Tochter eine Doppelgängerin anzuheuern, nur damit er in seinem Pokerspiel um politische Macht nicht den Kürzeren zieht. Denn dass es bei der Verbindung zwischen den Hamiltons und den von Halmens um mehr geht als darum, ob sich nun Miranda Stones oder Sabines Tochter einen begehrten Junggesellen angelt, ist mir klar – schwesterliche Rivalität hin oder her.

Wie ein Gentleman der alten Schule hält uns Priamos die Fahrzeuggtür auf und wartet,